Das Vereins-Konzert.

Residenz of John Ritsch, Esq.,
Größer Neu York.

Mister Editer!

Ergend einer vun die alte Romans. Ich glaab, es war entweder der Tschulius Cisar selber oder der Hahmer oder der Thurman, hot emol gesagt, er wär lieber in Syracuse der Erste, wie in Rome, N. Y., der Zweite. So geht's Mir aach.

Nämlich es is all right genug, zu die High-Gockelorum-Vereins ze belange, weil daß es nämlich e Schand is, ze sage, daß mer net derzu belange thät, awwer for Mein Geschmack gewwe Sie Mir einige Zeit en kleinere Verein for derzu ze belange. Da hot e Mann wie Mich mehr Show. Sehe Sie de Punkt, Mister Editer?

So for Justenz belang Ich zu eme Verein drowwe in Eest Neu York, nämlich der „Tschörmänia mixt Society Queier Sing Assassinaschen". Des is kei grosser Verein, awwer Ich sein des ganze Ding dervon.

Am Sonntag hawwe mer Unser erstes Kanzert gehabt. Es war e Suckzeß. Die ganze Nachbarschaft sprecht heint noch dervo.

Ich war am Kammitti for Pragräm, am Kammitti for Arrändschments, for Feinänzes, am Rezeptschen-un am Flur-Kammitti. Vun jedem vun die Kammittis war Ich Chairmann. Ich dent, Ich muß e ziemlich gute Figur geschnitte hawwe mit Meine fünf Bätsches.

Anfang war pünktlich um siwwe Uhr.

Um halber Acht sein Ich zu dem Prappreiter, wo die Hall derzu belangt hot un hen gesagt, er soll owwe uffschließe, des Gäs anzünde un e Bißle eheize losse, weil die Leit bald kimme thäte.

Während daß Ich des sag, da sein aach schun die drei Annere vun dem Rezeptschen-Kammitti gekimme. Weil es noch so früh war, hen mer einstweile en Bierstat gemacht.

Well, Mister Editer, des wisse Sie selwer, so e Bierstat is manchmal sehr interesting. Wie mer grad mitte drein warn, da kimmt der Knödelsepp un segt, es sollt doch Jemand vum Rezeptschen-Kammitti upstairs gehn un die Lädies begrüße, es wärn schun e ganze Masse Weibsleit da. Mer hawwe einstweile de Dörre-Quetsche-Hannes enuffgeschickt, weil der grad gegewwe un kansequentli net mitzespiele gebraucht hot. Des hot Uns awwer nix genützt. Es sein immer mehr Deputüschens erunner gekimme, wo gesagt hawwe, Ich müßt enuff, es wär Alles ready zum Anfange un der ganze Saal wär schun voll.

Mer sein also enuff. Zeerst sein mer of course an die Bar. Als Presdent vun dem Verein is es Mei klare Pflicht un Mei offenbare Bestimmung, möglichst viel Geld an der Bar ze spende. For was wär Ich dann sunscht geleckt worn? Ich hen Mei Outti gethan, Mister Editer, kann Ich Ihne sage.

Da kimmt der Leader, Unser Vereinsdirigent, en Mann, den wir nobel triete bei thm zehn Dollers for jede Singstund un zufzehn Dollers for jedes Kanzert ze bezahle, un is forchtbar exseited un segt, es müßt angefange wern, weil es schun neun Uhr wär.

Der Chairmann vum Bar-Kammitti hot dem Mann zugeblinzelt, er sollt sei Maul halte. (Weil nämlich grad so viel gespendet worn is.) Der Leader hot sich awwer net beruhige losse un mer hen werklich anfange müsse. (Der Mann werd gebaunzt, denn des frühe Anfange hot Uns fufzig Dollers Schade an der Bar gethan.)

Ich hen die erste Nummer gehatt, Mister Editer: „Begrüßungsrede dorch de President, den Honorabel John Ritsch, Esq."

Also, es hot nix genützt, mer hen Uns vun der Bar abschorne un uff die Stage gemüßt.

Wie Ich da ruff gekimme sein, war da des forchterlichste Exseitment. Es hot nämlich Jemand diskovert, daß diseits die Sossejety-Editers, wo of course mit Uns an der Bar gewese sein, aach e Kritik vun eme Papier da wär. Da druff hi hot Unser Solist, der Tenor Krawatteschorschl, flatli resjust, ze singe, obwohl er sei Honorar vun fünfezwanzig Dollers schun in Aedwänz gehatt hot.

Mitte in dem Exseitment is der Kortän geräft un Ich sein enausgeschubbst worn, for die Begrüßungs-Anspracb ze halte.

In demselwige Moment hen Ich erst gemerkt, daß Ich heiser un trocke war un de Schluckser gehatt hen. Es hot awwer nix ausgemacht. Es war so e Applohs, daß die Leit gar net gemerkt hawwe, daß Ich nix hen sage könne. Ich sein dreimal bifor de Kortän applodet worn un die Papiere hawwe ja aach Mein Spietsch geprint, als wann Ich en werklich gehalte hätt.

Die zweite Nummer war e vermischter Chorgesang. Da war wieder Trowwel. Nämlich eine vun die Lädies hot diskovert, daß e Lädy, wo früher Dienstmädche bei erer Lädy-Frent vun ihr war, hot mitsinge wolle. Die werkliche Riesen war, daß des frühere Dienstmädche e theureres Dreß agehatt hot, wie die Lädy (es war dem neue Buicher sei Frau) selwer. Die Konsequenz war, daß der ganze Sopran net mitgesunge hot. Es hot's awwer weiter Niemand gemerkt exept den Kritik un der war, Gott sei Dank, schun vorher fortgegange.

Alles Annere is first Rät gewese. So hen wenigstens die Riports gelautet, wo Ich an der Bar getriegt hen. Die Lädy, wo e Gedicht deklamirt hot, is stecke gebliwwe, awwer sie hot de größte Applohs des Abends gekriegt, weil nämlich ihre sämmtliche Fellers da warn. Bei dem Lied (Zum erste Mal in Amerika gesunge) „Wer hot Dich, Du schöner Wald" hen die Tenors gefehlt, weil Ich die grad an der Bar getriet hen. Des hot awwer weiter aach Niemand genotißt. Sunscht is, wie gesagt, Alles glatt abgegange.

Blos wie der Chairmann vum Stage-Kammitti annaunzt hot, de Schluß thät e einaktiges Lustspiel bilde „Dir wie Mir", oder „Dem Herrn e Glas Wasser," hot der Chairmann vum Bar-Kammitti, wo grad in demselben Aageblick for en Mament ereigekimme war, die Sach falsch uffgefaßt un hot gebrüllt „Uze losse thu ich mich net." Er hot en kleine Fight gegewwe, awwer es war bald vorbei. Des Lustspiel aach, weil nämlich der Prompter zu viel getrunke gehatt hot un ohne Prompter könne deitsche Amatschurs grad so wenig spiele wie deitsche Profeschenells.

Awwer e großartiger Suckzeß war es anyhow! Siwwezehn Verteicher sein verkauft worn un die Wein-Bar hot sogar noch besser gethan.

Losse Sie emol ein vun die praminente Vereins des nachmache!

Des is Alles, was Ich sag!

Ihne desselbige wünschend sein Ich so lang

Mit Rigards
Yours
John Ritsch, Esq.

Wie Jenkins billig reiste.

Humoreske aus dem Englischen.

„Kennen Sie den Herrn nicht, der dort einsam in der Ecke sitzt? Er scheint in Gedanken versunken zu sein. Vielleicht ein Mann der Wissenschaft?"

„Gewiß kenne ich ihn,—das ist Mr. Jenkins. Im Uebrigen warne ich Sie, sich mit ihm einzulassen, denn er ist ein geriebener Hallunke. Er geht immer gut gekleidet, er lebt gut, dabei besitzt er keinerlei Mittel und arbeitet nicht. Auf mich hat er stets den Eindruck eines Menschen gemacht, der es versteht, von seinem Witz zu leben. Von seinem Witz und anderer Leute Geld. Ich lieh ihm einmal zehn Dollars und besuchte ihn, um zu meinem Gelde zu kommen. Als ich zur Thür hinausging, wußte ich recht daß er mir nicht nur mein Geld nicht wiedergegeben, sondern mir noch weitere zehn Dollars abgeborgt hatte. Das nenne ich ein Pump-Genie!"

„Aber er sieht doch wie ein Gentleman aus. Höchstens der Hut, der ist allerdings schäbig und abgetragen, paßt auch nicht zu seinem Anzuge."

„Sie haben Recht—Eben das macht mich denken. Ich möchte wetten, er hat etwas mit dem Hut vor, denn ohne Grund trägt er keinen solchen Hut."

Wir hatten diese Bemerkung hingeworfen, als sich die Thür öffnete und der Kondukteur eintrat, um seine Inspektion der Fahrkarten vorzunehmen. Um Behelligung zu entgehen, Zeit und Störung zu ersparen, steckt man die Fahrscheine derart an den Hut, daß sie der inspizirende Kondukteur schon von Weitem sehen kann, daß Alles in Ordnung ist.

Beim Eintritt des Kondukteurs steckte Jenkins seinen Kopf aus dem Coupeefenster und starrte auf die Landschaft, in deren Anblick er sich versenkte, — so versunken war er, daß er von dem Vorgang im Wagen keine Ahnung zu haben schien. — Der Kondukteur hatte inzwischen den Wagen abgeschritten und kam auf Mr. Jenkins zu.

„Herr —," frug er höflich, „wollen Sie mir gefälligst Ihre Fahrkarte vorzeigen?"

Keine Antwort. Jenkins nahm keine Notiz.

„Zeigen Sie mir Ihr Billet, bitte!" Mr. Jenkins hörte abermals nicht. Er starrte traumverloren aus dem Fenster. Er verfolgte die Wolken in ihrem Flug, und seine zarte Seele schien sich hehren Freuden hinzugeben, sein Geist die Geheimnisse der allgewaltigen Natur erforschen zu wollen.

„Herr, Ihr Billet!" schrie der Kondukteur, der ungeduldig geworden war und Jenkins nun in energischer Weise am Arm ergriff.

Mit wüthendem Blick fuhr Jenkins zurück, wobei er mit einer raschen Bewegung den Hut an den Rahmen des Fensters stieß, so daß derselbe vom Kopfe auf den Eisenbahndamm geschleudert wurde, von wo ihn der Wind in die Felder trieb.

„Herr," schrie Jenkins, „Herr, wie können Sie sich eine solche Frechheit erlauben. Wissen Sie denn nicht, wie Sie sich zu benehmen haben? Oder, werden sie etwa dafür bezahlt, die Fahrgäste zu insultiren und zu stoßen? Mensch, was glauben Sie denn eigentlich?"

Der Kondukteur, der den feinen Anzug Jenkins' sah und ihn offenbar für einen einflußreichen Mann hielt, bat um Entschuldigung, und wiederholte höflich die Bitte um Vorzeigen des Billets und sagte er hätte Eile.

„Was," schrie Jenkins, „was Eile, dort sehen Sie hin, mein Hut hat auch Eile, holen Sie ihn. Der Zug soll sofort anhalten, mein Billet steckt an meinem Hut."

Der Kondukteur war erschüttert, unfähig, etwas zu seiner Entschuldigung vorzubringen und augenscheinlich hätte er sich gerne aus dem Staube gemacht, wenn es nur gegangen wäre.

„Verzeihen Sie mir, Sir," stammelte er endlich, das ist eine andere Sache, ich werde Sie nicht weiter belästigen. Sie können selbstverständlich bis Baltimore fahren, wenn es Ihnen beliebt. Ich bin schuld, daß Sie Ihr Billet verloren haben; ich bitte nochmals um Entschuldigung."

Jenkins war blutroth im Gesicht geworden, von seinem Sitze aufgesprungen und es hatte den Anschein, als wolle er sich auf den bestürzten Kondukteur werfen. Statt dessen begnügte er sich jedoch den Mann anzubrüllen.

„Sie glauben also, das soll mir Ersatz für meinen Hut sein. Glauben Sie denn, ich bekomme meine Hüte geschenkt, oder schafft mir Ihre Entschuldigung etwa einen neuen. Der Hut hat acht Dollars gekostet, für welche Sie mir aufzukommen haben und das sofort. Was ist Ihre Nummer?"

Dabei zog er ein elegantes Portefeuille aus der Tasche und notirte ostentativ die Nummer des Kondukteurs. Dieser schien jede Fassung zu verlieren, endlich ermannte er sich und bat, sich doch einige Minuten gedulden zu wollen, er werde wiederkommen. Nach kurzer Zeit kam er denn auch und reichte dem finster dreinschauenden Jenkins acht Dollars.

Jenkins brummte etwas, das wie: „Geben Sie in Zukunft besser acht," klang und setzte sich. —

Wenige Tage darauf attrapirten wir ihn in der Grand Bar des Fifth Avenue Hotels in New York. Er schien sich unserer zu erinnern und trat lächelnd mit der Miene des Unbesiegbaren auf uns zu.

„Ach, meine Herren," rief er aus, „neulich habe ich ein gutes Geschäft gemacht, was sagen Sie dazu?"

Wir stellten uns verwundert. Er aber lachte und erzählte vergnügt, wie er nach Baltimore kommen sollte. Geld hatte er keins gehabt, und in Baltimore hatte er Aussicht, ein glänzendes Geschäft zu machen, dah n mußte er also um jeden Preis. Aber wie? Da war er in's Cafe-Haus gegangen, hatte nach einem alten Hut gesucht und als er einen gefunden, war es ihm klar, wie er es anzufangen habe, um gratis nach Baltimore reisen zu können. Er vertauschte seinen modischen Hut in seiner Wohnung mit dem eben erlangten, begab sich auf die Station, „und das Uebrige," schloß er lachend, „wissen Sie ja ohnedies."

Die neueste Version der Brautwerbung Napoleons III.

Ueber die ersten Tage der Herrschaft Napoleons III. und seine Werbung um die Comtesse de Montijo ist in letzter Zeit in Form von Büchern, Brochüren, Memoiren und Artikeln so viel geschrieben worden, daß die spanischen Journalisten es jetzt für ihre Pflicht erachten, im Interesse ihrer schönen Landsmännin zur Feder zu greifen.

Sie suchen zu beweisen, daß Eugeniens Heirath durchaus nicht das Resultat einer Serie von Intriguen seitens der Gräfin von Teba und ihrer Mutter war, sondern daß im Gegentheil die beiden Damen Alles thaten, um den compromittirenden Aufmerksamkeiten des Prinz-Präsidenten aus dem Wege zu gehen. Dieser spanischen Version zu Folge fand die erste Begegnung zwischen Napoleon und seiner späteren Gemahlin schon lange vor seiner Rückkehr nach Frankreich statt. Er lernte das damals 20jährige Mädchen im Hause einer vornehmen Londonerin kennen und verliebte sich sofort. Eugenie empfand damals nur Mitleid für den Verbannten mit den traurigen Augen, und da sie fürchtete, daß dies Mitleid sich in Liebe verwandeln könnte, mied sie den ihr nur zu deutlich seine Bewunderung zeigenden Bonaparte vier Jahre lang. Erst bei den Festen, die der Prinz-Präsident im Elysee gab, tauchte sie eines Tages wieder vor seinen entzückten Blicken auf. Fast alle jene Scenen, welche sich im Chantilly-Wäldchen und bei den Jagden in Fontainebleau ereignet haben sollen, beruhen auf Erfindung.

Das eine Vorkommniß, das in Wahrheit über das Schicksal der Grandentochter entschied, spielte sich am Sylvesterabend 1852 im Salon der Prinzessin Mathilde Bonaparte ab. Sie hatte eine Gesellschaft um sich versammelt und plaudernd und scherzend erwartete man den Beginn des neuen Jahres. Unter den Gästen befanden sich auch die drei spanischen Schönheiten, die Condesa y Montijo und ihre beiden bezaubernden Töchter. Eine halbe Stunde vor Mitternacht erschien der neuernannte Kaiser und er wußte es geschickt anzustellen, daß er einen Platz zur Linken der tief erröthenden Eugenie fand. Mit unverhohlener Bewunderung blieb sein Auge auf dem in einer weißen Sammetrobe, nur mit einem Tuff Parmaveilchen im rothgoldenen Haar, strahlend schön aussehenden Mädchen haften. Punkt 2 Uhr wandte sich — einer alten französischen Sitte gemäß, die von der temperamentvollen Prinzessin Mathilde noch heute aufrecht erhalten wird — jeder Herr zu der rechts von ihm sitzenden Dame und bat um die Erlaubniß, einen Kuß auf ihre Stirn drücken zu dürfen. Diese Gunst wird nie verweigert. In dem Augenblick, da Napoleon sich zu seiner Nachbarin neigen wollte, stieß diese erblassend einen kleinen Schrei aus und sagte vorwurfsvoll zu ihrer Mutter: „Oh, wie hast Du mir wehe gethan!" Dann aber besann sie sich, schob den Kaiser sanft zurück und ihm ihre schmale weiße Hand hinhaltend, erklärte sie mit ihrer melodischen Stimme: „Sir, in Spanien ist es nicht Sitte, daß Damen den Herren solche Gunst erweisen, selbst nicht am Sylvesterabend. Ein Handkuß ist Alles, was ich Ihnen gestatten darf."

Napoleon küßte galant die Spitzen der schlanken Finger und man hörte ihn entgegnen: „Gut, Sennora, zum nächsten Neujahr werde ich aber nicht nur die Stirn, sondern auch den Mund küssen dürfen." Ein triumphirendes Lächeln huschte bei diesen Worten über die stolzen Züge der Gräfin Montijo; sie bereute es nicht, ihrem Töchterchen zur rechten Zeit auf den Fuß getreten zu haben.

Von dem berühmten Chemiker Bunsen,

welcher im verflossenen Jahre gestorben ist, sagt man, weil er durch Explosionen verschiedentlich verletzt wurde: er habe nur noch ein Auge, ein Ohr und eine Lunge gehabt. Ein Auge verlor er, als er mit Kakodyl arbeitete; ferner war er schwerhörig, und als er einst bei einer starken Explosion an den Boden geschleudert wurde, fragte er, nachdem er wieder zu sich gekommen war, nicht etwa nach seinen Verletzungen, sondern: „Ist etwas von der Substanz gerettet worden?" Seine Vergeßlichkeit war so groß, daß man von ihm im Scherze sagt: „Er ist Junggeselle geblieben, weil er das Heirathen vergessen hat." Im Laboratorium wandelte er von einem Arbeitstisch zum anderen und beobachtete die Arbeiten seiner Schüler; dabei hatte er gewöhnlich eine Cigarre im Munde, die er an jedem Arbeitstisch an einem sogenannten „Bunsen'schen Brenner" wieder anbrennen mußte, weil er das Ziehen vergessen hatte. Seine Zerstreutheit und seine Vergeßlichkeit finden in folgender verbürgten Anekdote einen heiteren Ausdruck. Bunsen speiste täglich in einem Wirthshause zu Mittag, wo man für ihn allein stets ein besonderes Tischchen deckte. An einem Frühlingstage bestellte er Kalbskotelets mit Spargel, dabei blieb er mehrere Wochen lang, bis ihm eines Tages der aufwartende Kellner erklärte, daß die Spargelzeit vorüber sei und daß er ihm solche nicht mehr servieren könne. Bunsen schaute überrascht auf, denn erst jetzt merkte er, daß er lange Zeit jeden Tag Kalbskoteletts mit Spargel gegessen. Er sammelte sich aber rasch und ließ sich die Speisekarte reichen. Nach sorgfältiger Prüfung aller notirten Gerichte bestellte er Hammelkoteletts mit Erbsen, und dabei blieb er wieder lange Wochen hindurch, bis er durch ein Ungefähr auf das Einförmige seines Mittagstisches aufmerksam gemacht, eine andere Speise wählte, welcher er nun eben so treu blieb, wie den Kalbs- und Hammelkoteletts.

Das goldene Gängelband.

Nach Ludwigs XIV. Tode wurde am 12. September 1715 von dem französischen Parlament die feierliche Einsetzung des fünfjährigen Urenkels des Verstorbenen, Ludwigs XIV., im Palais de Justice anberaumt. Als der kleine Monarch vor dem Justizpalast vorgefahren war, trug ihn der Oberstallmeister von seinem Wagen bis in den Sitzungssaal des Parlaments, wo ihn der Oberkämmerer, Herzog de Tresmes, auf den Arm nahm und ihn auf den Thron setzte. Damit er während der nun folgenden Zeremonie hübsch still und artig bleibe, reichte die neben dem Thron stehende Gouvernante des Königleins, die Herzogin von Ventadour, ihrem Zögling einiges Zuckerwerk, das er während der feierlichen Anrede des Präsidenten und der darauf folgenden Kniebeugung der Parlamentsräthe verzehrte, bis endlich die Reihe an ihn, den König kam, seine „Thronrede" zu halten. Ueber seinem zierlichen Faltenjäckchen von violettem Sammet lag kreuzweise, die Brust umschließend, ein goldenes Gängelband und fiel in langen Streifen über seine Schultern. Die Enden desselben aber erfaßte der Herzog von Orleans als Symbol dafür, daß er die vormundschaftliche Regierung für Ludwig XV. führen werde. Es sah höchst drollig aus, als sich das Kind, von dem goldenen Gängelband in des Herzogs Händen festgehalten, erhob und die ihm einstudirten Worte hervorstammelte. Sie lauteten: „Meine Herren, ich bin gekommen, Ihnen die Versicherung meiner Huld zu geben. Mein Kanzler wird Ihnen meinen Willen kund thun." Als man dem kleinen König nach der Feier das Gängelband abnehmen wollte, bat er seine Gouvernante: „Bitte, lassen Sie es mir doch." Der kindliche Wunsch, ein unzeliges Symbol seiner Zukunft, wurde erfüllt.

Ein Fürstenwort.

Herzog Wilhelm IV. von Weimar, einer der hochherzigsten, klügsten und gerechtesten Fürsten des 17. Jahrhunderts, hatte bei der Wahl seiner Diener einen Scharfblick, der ihn selten irre leitete. So sorgfältig er in ihrer Wahl war, so treu waren ihm die, welche er wählte. Nicht leicht war ein Fürst gegen seine Diener großmüthiger als er, und wessen Treue er einmal erprobt hatte, den brachte keine Intrigue um seinen Dienst. Seinen treuen Diener Zacharias Prüschenk von Lindehofen, einen gelehrten und gewissenhaften Mann, der seinem Fürsten als Geheimer Rath, Landesdirektor und Oberaufseher zu Eisenach diente, suchte eine ihm feindliche Partei seinem Herrn verdächtig zu machen, zu verkleinern, und als der Herzog alt wurde, um den Dienst zu bringen. Davon wurde der ehrliche Mann unterrichtet. Er eilte zu seinem Fürsten, um zu erfahren, wie dieser von ihm denke, und sei es nöthig, seinen Abschied zu fordern. Der Herzog hörte ihn ruhig an. Er, der mehr als einmal gesagt hatte: „Bei Unserm fürstlichen Hause ist es nicht Herkommen, daß man alte treue Diener, die sich um Uns und die Unsrigen so lange Zeit und so viele Jahre verdient gemacht haben, abschaffe," klopfte ihm treuherzig auf die Schulter und sagte: „Ja, ja, Alter, Ihr seid Einigen beschwerlich, Ihr lebt Ihnen zu lange und man will Euch von der Krippe stoßen. Die Jungen meinen, sie könnten's besser; aber es ist nicht so böse von mir gemeint, wie von ihnen. Ich bin mit Euern Diensten gar wohl zufrieden und bleibe Euer gnädiger Herr. Wer Euch verachtet, der muß mich, der ich älter bin, als Ihr seid, auch verachten. Sterben wir aber Beide, so wird's gut sein, wenn sie es besser machen können, als wir's gemacht haben."

Ein Riesenglobus.

Einer der gelehrtesten und kunstfertigsten Fürsten Deutschlands war Herzog Friedrich der Dritte von Schleswig-Holstein-Gottorp (1616—1659). Trotz der Stürme des dreißigjährigen Krieges war er ein eifriger Förderer der Künste sowohl als wissenschaftlicher Bestrebungen, und besonders pflegte er Mathematik und Astronomie. Von seinen hervorragenden Kenntnissen in diesen Wissenschaften zeugte besonders ein damals viel bewunderter, genau nach den Angaben des fürstlichen Gelehrten hergestellter Riesenglobus. Derselbe hatte 11½ Hamburger Fuß im Durchmesser und war ganz aus Kupfer gearbeitet. Die Außenseite zeigte die Erdoberfläche mit ihren Ländern und Meeren, während das innere den Sternenhimmel zur Darstellung brachte. Die Sterne waren sämmtlich aus vergoldetem Silber, und die Sonne wurde durch einen großen Krystall vertreten. An einer Achse des Innern hing ein runder Tisch, den eine Bank umgab, auf welcher mehrere Personen bequem sitzen konnten, um die Bewegung der Gestirne zu beobachten. Das Kunstwerk war in einem Gebäude des Schloßgartens aufgestellt, und eine nahe Quelle lieferte die zur Umdrehung nöthige Energie. Unter den Bewunderern dieses Globus wird auch der Große Kurfürst genannt, welcher während eines kurzen Aufenthaltes auf Gottorp im Jahre 1659 mehrere Stunden lang in demselben den Unlauf der Gestirne betrachtete. Noch größeren Gefallen fand später Peter der Große an ihm, der im Jahre 1714 nach Gottorp kam. Er erbat sich das Kunstwerk zum Geschenk und ließ er sofort nach Petersburg schaffen, wo es sich noch heute befindet.

Erlebniß eines Radlers.

Radeln ist ein Vergnügen, aber wenn man ein paar Stunden auf dem Rade gesessen hat und bereits müde ist, sehnt man sich herunter. Da plötzlich kommt eine hübsche, schlanke Radlerin in Sicht, sogleich fühlt man sich wie neu belebt, jede Müdigkeit ist verschwunden, und man folgt der niedlichen Kollegin in respektablem Abstande.

So war es nämlich, als ich neulich nach X. radelte. Einmal blickte sie zurück und lächelte mich an, was zur Folge hatte, daß ich den respektvollen Abstand zur Hälfte verkleinerte. Ja noch mehr, faßte den Entschluß, ihr ganz dicht auf den Leib zu rücken und eine kleine Unterhaltung zu beginnen.

Wir fuhren gerade in ein belebtes Dorf ein, ich war noch zehn Schritte von ihr entfernt, da — o Du miserables Pflaster! — stieß ich an einen spitzen Stein, — ich mußte abspringen. Das Rad fiel klirrend nieder und wurde so beschädigt, daß mir ein Weiterfahren in Frage gestellt schien. Die guten Leute aus dem Dorfe sammelten sich um mich herum — doch o Wonne! sehe ich meine Radlerin sich durchdrängen, sie hält eine Karte in ihren zarten Fingern und — drückt sie mir in die Hand. Dann verschwindet sie. Ich küsse die Karte, ehe ich es wage, einen Blick darauf zu werfen, — wahrscheinlich ihre Adresse — o das himmlische Kind! Dann aber bringe ich die Karte an meine Augen und lese: „A. B. Müller, Reparaturwerkstätte für Fahrräder in N."

Die gebildete Köchin.

Hausfrau (zu ihrer Köchin, welche den Dienst kündigt): „Und wohin wollen Sie gehen, Marie?"

Köchin: „Ich muß einem ehrenden Rufe nach der Nachbarstadt Folge leisten."

Auf der Klinik.

In's Vortragzimmer wurden die Kranken einzeln hereingebracht. Ein Doktorand machte eben sein Rigorosum und der Herr Professor wollte selben auch praktisch prüfen. „Herr Kandidat, welche Kur werden Sie in diesem Falle anwenden?"

„Aderlaß."

„Sehr gut.... aber beim zweiten Kranken?" „Blutegel."

„Richtig; und bei diesem dritten Patienten?"

„Bei diesem .... müßte ich den Herrn Professor rufen lassen!"

Die immer spricht.

„Nun, wie gefällt Dir die Moment-Aufnahme?"

„Sehr gut, Kind. Du öffnest gerade den Mund zum Reden, d'rum ist's auch selbstredend so sprechend ähnlich geworden."

Die junge Hausfrau.

Er: „Ja, was bringst Du mir denn da? ... Das soll Hirnsuppe sein?"

Sie: „Entschuldige, liebes Männchen, ich habe im Kochbuch eine Seite überblättert, und am Goulasch weitergekocht!"

Ein poetischer Gedanke.

Betrunkener (am Neujahrsmorgen 1901 im Straßengraben aus dem Dusel erwachend): „Donnerwetter! Jetzt hab' ich seit'm vorigen Jahrhundert da geschlafen.... ich komm' mir vor, als wie's Dornröschen!"

Berufsgemäß.

Richter: „Wie konnten Sie denn den Mann hier blos so verhauen, daß er ganz braun, blau, gelb und grün aussieht?"

Angeklagter: „Ich bin Maler, Herr Richter."

Der Wahrheit die Ehre.

Schulze: „Nicht wahr, Herr Lehrer, Sie schlagen doch die Kinder nicht etwa beim Unterrichten?"

Lehrer: „Nein, Herr Schulze! Während ich sie hane, unterrichte ich sie nicht!"

Nette Wirthschaft.

Junge Hausfrau (am Tage nach der Hochzeit): „Du, Männchen, eins von uns beiden wird nun wohl kochen lernen müssen!"

Unter Kollegen.

Dr. A: „Dr. X. ist zum Bahnarzt ernannt worden. Was sagst Du dazu?"

Dr. B: „Hm, das ist eine Art Eisenbahnunglück!"

Aus dem Tagebuche eines Kaufmannes.

Ehre, Lieb', Musik und Dichtkunst
Und noch and're flücht'ge Gaben,
Alles Schwindel, eines nur giebt es,
Das reell ist: „Soll und Haben".

Benutzte Gelegenheit.

Frau: „Schon wieder eine neue Krawatte? Ach, Männchen, dazu mußt Du mir aber ein passendes, neues Kleid kaufen!"

Liebenswürdig.

Dame (einen Herrn mit ihrem Schirm anrennend): „O, ich bitte um Entschuldigung!"

Herr: „Ach, das macht nichts, mein Fräulein, ich habe ja noch ein Auge!"

Bescheiden.

Bei der österreichischen Zollrevision fragt der Beamte einen Sachsen: „Hab'n S' keine Cigarren?"

„Ne, hör'n S', mei kutestes Herrchen," erwidert der Sachse, „ich hab' S' bloß noch drei Stück bei mer, die mecht' ich S' gerne alleene roochen."

Gute Ausrede.

Richter (zum Arrestanten): „Sie haben in Ihrer Zelle ein Loch in die Wand gebohrt, wozu denn?"

Arrestant: „Wissen Sie, Herr Richter, die Frau des Direktors kocht jeden Mittwoch Sauerkraut und das riech ich so gerne."

Weiser Ausspruch.

Schüler: „Wenn das kleine Kind nicht gehen kann, kriecht es auf allen vier Beinen herum."

Im Wartezimmer.

Junger Arzt (vergnügt): „Da hätten wir also endlich unseren ersten Patienten!"

Diener: „Ja, und gleich so einen großen dicken."

Gaunerfrechheit.

Richter (zu einem Vagabunden): „Wie heißen Sie?"

Vagabund: „Na hören Sie, nicht einmal das wissen Sie, wo ich schon so oft da war?"

Wohlthäter der Menschheit.

In einer kleinen Stadt lebte ein armer Mann Namens Mieske. Dieser bezog von dem reichen Herrn Kommerzienrath Meyer eine jährliche Unterstützung von 500 Mark. Er starb und hinterließ keine Erben, wohl aber ein Testament, in dem sein letzter Wille folgendermaßen niedergelegt war: „Die mir von Herrn Kommerzienrath Meyer ausgesetzten jährlichen 500 Mark vermache ich der Armenversorgungsgemeinde unter dem Namen „Mieske-Stiftung".